

Altjahrsbräuche im Bernbiet

Autor(en): **Schenk, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **13 (1951)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-242188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ALTJAHRBRÄUCHE IM BERNBIET

Von Paul Schenk

So verschieden in Aufmachung und Durchführung die im Bernbiet noch erhaltenen Altjahrsbräuche sind, ein gemeinsamer Ursprung ist ihnen eigen: die heidnische Zeit. Damals hatten sie freilich eine ganz andere Bedeutung als nur die eines lauten Festes zum Jahresabschluß.

Zusammenfassend erkennen wir in diesen Anlässen verschiedene Brauchelemente.

Der Lärm mit Treicheln, Kuhglocken, Hörnern und andern Instrumenten in Umzügen oder in Gruppen an einem bestimmten Ort ausgeführt, symbolisiert das Austreiben von Dämonen; aber auch der alte Totenkult ist damit verknüpft. In den langen Winternächten um die Sonnenwende wurden nach heidnischer Auffassung die Lebenden von den Toten heimgesucht. An den alten Totenkult erinnert die weiße Farbe der Kleider, die sich bei einzelnen Bräuchen bis heute erhalten hat. Den Dämonen mußte man imponieren, Angst einjagen, man durfte sich nicht selbst zeigen, deshalb versteckte man sein Gesicht hinter einer schaurigen Maske, die dazu noch Angst einflößen sollte, warf sich ein weißes Gewand über, oder versteckte seinen Körper unter einem rauhen Fell. Dort, wo man sich heute mit einer süßlich-«schönen» Warenhausmaske oder gar mit Schminke und einem Soldatenrock alter Ordonnanz unkenntlich macht, ist der ursprüngliche Sinn dieser Tarnung längst vergessen.

Ferner spiegeln sich in den noch erhaltenen Altjahrsbräuchen Reste des alten Vegetationskultes. Der Lärm kann ebensowohl den Sinn des Aufweckens der Lebensgeister bedeuten. Im Bespritzen mit Wasser und im Schlagen mit Stöcken oder mit luftgefüllten Schweinsblasen erkennen wir noch Spuren des alten Fruchtbarkeitssymbols. Und wenn die Laupener wilden Männer alljährlich weit herumziehen müssen, um Wacholderzweige zum Herstellen ihrer Besen zu suchen, so dürften sie kaum mehr wissen, weshalb es gerade Wacholder sein muß. Diese Pflanze stellte das immergrüne Lebenssymbol dar und wurde aber auch zum Abwehren der bösen Geister benützt. Ins Brauchelement der Fruchtbarkeit gehört auch das Mitführen eines Paares. Da wo mehr oder weniger witzige Spottreden gehalten werden, oft von einem dargestellten Pfarrer, finden wir einen letzten Rest der alten Rügegerichte. Wer da und dort der Gruppe einen Zwanziger in die Sammelbüchse wirft, wird kaum mehr an das alte Totenopfer denken, das diese Gabe versinnbildlicht.

Wir haben es hier meistens mit Bräuchen zu tun, deren Ursprung in vorchristlicher Zeit zu suchen ist, die sich aber trotz der Ausbreitung der christlichen Kultur nicht unterdrücken ließen, sowenig es jemals einer «Obrigkeit» gelungen ist, diesen «heidnischen Aberglauben» mit Mandaten abzustellen.

Wenn es heute Kreise gibt, die sich für die Erhaltung dieser Bräuche einsetzen, dann sicher nicht, weil sie noch an Dämonen glauben, wenn auch noch lange nicht alle bösen Geister aus unsern Köpfen vertrieben sind, sondern um altes Kulturgut zu bewahren und der allgemeinen Verflachung zu Stadt und Land entgegenzutreten.

Ein schönes Beispiel haben wir im neu gefestigten «Achetringele» in Laupen, einem Brauch, der offenbar ursprünglich im Zusammenhang mit dem germanischen Julfest war, an dessen Stelle im 6. Jahrhundert das Weihnachtsfest gesetzt wurde. Vor Zeiten sei der Achetringelet jeweils an Weihnachten abgehalten worden. Ein Pfarrer soll sich gegen diesen «Heidenlärm» am heiligen Weihnachtstag gewehrt haben und beglückte die Laupener als Ersatz mit einem Kinderumzug und braven Ansprachen, die dann allerdings im Spektakel des trotzdem durchgeführten Achetringelen untergegangen sind. Man setzte sich darauf mit dem Herrn Pfarrer an den grünen Tisch und fixierte den Altjahrsabend als das richtige Datum für diesen heidnischen Zauber, und so ist aus dem ehemaligen Sonnwendlärm ein Bubenfest zum alten Jahr geworden!

Aber auch gegen den Silvesterbrauch ist zeitweilen Sturm gelaufen worden. So verbot der Stadtrat von Laupen in seiner Sitzung vom 15. Dezember 1827 den Schulbuben das Achetringelen, worauf sich die jungen Burschen anschickten, den Brauch trotzdem weiterzuführen. In seiner Sitzung vom 31. Dezember desselben Jahres verhandelte der Stadtrat als einziges Traktandum erneut den heidnischen Zauber und erließ die folgende Bekanntmachung:

«Infolge Erkenntnis vom 15. Dezember letzthin ist der Umzug am Sylvester-Abend und der damit verbundene Spuck den hiesigen Schulknaben für ein und allemal untersagt.

Da nun mehrere erwachsene Burschen im Wahn stehen, dieses sey bloß nur den Schulknaben untersagt, und offenbar zum Trotz gegen den Stadtrath Anstalten machen, diesen Spuck noch auf ärgerliche Weise fortzutreiben, so wurde erkannt: Durch den Stadtweibel den Betreffenden in allem Ernst anzusagen, daß dieser Umzug nicht nur den Schulknaben, sondern jedermann untersagt sei.»

Wenn sich das Jahr seinem Ende nähert, ja oft schon im Herbst, ziehen die Laupener Buben aus, um sich im Städtchen und hauptsächlich bei den umliegenden Bauernhöfen eine Treichel oder eine Kuhglocke zu reservieren, je größer je lieber! Oft müssen die letzten ordentlich weit gehen, wenn um das Städtchen schon alles «abgraset» ist. Eine Gruppe sucht die bereits erwähnten Wacholderzweige.

Am Silvesterabend begeben sich die Buben nach dem Abendessen in aller Stille nach dem Schloßhof. Dort wird der Zug zusammengestellt. Voraus gehen die «Bäsemanne», ungefähr sechzehn der größten Buben, in Felle gekleidete, mit holzgeschnitzten Fratzen maskierte Gestalten, die an langen Stangen befestigte Wacholderbesen tragen. An ihren Gürteln baumeln prall mit Luft gefüllte Schweinsblasen. Hinter diesen wilden Männern stellen sich die «Tringeler» auf, bestehend aus dem Hauptharst der Buben. Alle tragen über ihre Kleider weiße Hemden und auf dem Kopf einen weißen, kegelförmigen Hut aus dickem Papier, an dessen Spitze eine Quaste aus farbigen Papierstreifen befestigt ist. Der Zug wird nach der Art der Glocken formiert. Voran kommen die Knaben mit den Treicheln, dann folgen die mit den Glocken, und am Schluß marschieren die, welche nur ein Kalber- oder Geißenglöcklein auftreiben konnten.

Mit dem Glockenschlag halb acht setzt sich der Zug mit einem buchstäblichen Heidenlärm den Schloßrain hinunter Richtung Städtchen in Bewegung. Die Route ist alljährlich dieselbe und führt durch verschiedene Straßen. Auf dem Platz bei der Kirche formieren die Buben einen Kreis. In der Mitte stellen sich die Bäsemanne auf, deren Anführer den von Hugo Balmer verfaßten Neujahrsspruch aufsagt:

«Das alte Jahr nimmt hüt es Änd,
Jetzt gäh enandere alli d'Händ!
Tüet uf es jedes Pfeister,
Löit use die böse Geister!
Mir zieh mit Lärm vo Hus zu Hus
U jage se zum Stedtli us.
Hujuh, hujuh!

Im neue Jahr viel Glück u Säge,
Gsundheit u nes längs, zäis Läbe,
Z'asse gnue u z'wärche gnue
U jedem Meitli e Schatz derzue,
Das tüe mir alle wünsche.
Hujuh, hujuh!

Die Tringeler antworten nach jeder Strophe mit einem mächtigen Geschell, sekundiert von einem heidnischen Hujuh-Gebrüll. Dieses Zeremoniell wiederholt sich auf andern Plätzen. Vor der Post löst sich der Zug auf, und die Bäsemanne treten in Funktion. Sie spritzen mit den vorher in den Brunnen eingetauchten Wacholderbesen die Zuschauer, vorzugsweise aber die Mädchen. Da das kalte Wasser auch der Stange entlang hinunterläuft, werden die meist schon ohnehin steifen Finger der Wildmänner noch «gstabeliger», und weil das zarte Geschlecht von diesen Spritzern einen Schnupfen davontragen könnte, stellen die Bäsemanne alsdann ihre Stangen zur Seite, jagen die Mädchen und schlagen sie mit den Schweinsblasen zum Ergötzen der Zuschauer.

Der Achetringelet, der von den Buben selbst organisiert wird, verdankt seine heutige Form als Bubenfest dem Maler und Graphiker Ernst Ruprecht. Als anlässlich des Umzuges zur Gewerbeschau 1922 in Laupen auch die Tringeler mitmarschierten, kam man zur Einsicht, der etwas ausgeartete Brauch bedürfe einer Reform, wenn er nicht ganz entarten oder gar untergehen solle. An Stelle der Warenhausmasken, die damals von den Bäsemanne getragen worden sind, ließ man nach den Entwürfen von Ernst Ruprecht in Brienz die Holzmasken schnitzen. Das Ausrüsten und Bemalen besorgten die Buben unter des Künstlers Leitung. Felle wurden angeschafft und die Papierhüte gebastelt.

Wenn die Holzmasken auch nicht alt sind, so geben sie dem alten Brauch doch den sinnvolleren Rahmen als der frühere sinnlose Mummenschanz.

Jedenfalls machten dann die Tringeler am Bärnfestumzug 1927 in ihrer entsprechenden Aufmachung viel den bessern Eindruck als fünf Jahre vorher in Laupen.

Damit der Brauch als solcher nicht ausarte, unternimmt es Ernst Ruprecht von Zeit zu Zeit, den Buben Sinn und Bedeutung dieses Brauches zu erläutern und eventuell sich anzeigende Auswüchse zu unterbinden. Dieses Vorgehen hat sich als richtig erwiesen, und wir hoffen, der Achetringelet werde nie anders als in seiner heutigen sinngemäßen Art und Weise durchgeführt.

Seit 1926 erscheint der «Achetringeler», eine Jahreschronik der größten Gemeinden des Amtes Laupen mit humoristisch-satirischer Beilage, herausgegeben von der Achetringeler-Kommission, zusammengesetzt aus der Graphischen Vereinigung und dem Verkehrsverein, und trägt so alljährlich ein wenig Laupenluft in alle Welt.

Am Altjahrsabend wird in Schwarzenburg der Altjahrsesel herumgeführt. Kurz nach acht Uhr taucht aus irgendeiner finstern Ecke, etwa vom Oberdorf, vom «Thangäbli» oder aus der Leimeren ein sonderbarer Zug auf. Voran schreitet der Anführer in einer Uniform alter Ordonnanz, seiner Trompete die jämmerlichsten Töne entlockend. Dann folgen der Altjahrsesel und sein weißgekleideter Führer, in dem die Schwarzenburger den Tod verkörpern sehen wollen. Der Esel, eine beliebte Schreckfigur, versinnbildlicht hier das alte Jahr, den Sündenbock. Er wird kunstvoll aus einem ausgeliehenen Aschentuch geformt und erheischt Kunstgriffe, in die eine Generation die andere einzuweihen hat. Die Figur wird einem kräftigen Burschen übergestülpt. Der arme Esel hat es nicht leicht, er wird zum Ergötzen der Zuschauer zuweilen von seinem Führer geritten oder wird mit einem aufgespaltenen langen Scheit traktiert. Hinter dieser Gruppe schreitet würdig im Frack «der Herr Pfarrer», gefolgt von einem Hochzeitspaar, dem Symbol des neuen Jahres und des bald erwachenden neuen Lebens in der Natur. Dem Paar folgt das «Hinneravüfroueli», eine Gestalt mit zwei Gesichtern, vor- und rückwärtsgehend, so daß die Zuschauer oft im Zweifel über vorn und hinten blei-

ben. Wir denken vielleicht an Janus, der mit seinem Doppelgesicht sowohl das alte als auch das neue Jahr überblicken kann. Oder haben wir in dieser Figur das Sinnbild des Unberechenbaren der Geister, mit andern Worten einfach eine Hexe vor Augen? Dann folgt in diesem Zug die kostümierte «Musik» mit Handörgeler, Hörnern, Schnarren, Pfannendeckel und andern Lärm-Utensilien. Den Schluß macht eine Gruppe junger, ebenfalls grotesk verkleideter Burschen.

Dieser Zug erscheint alljährlich, soweit man sich erinnern kann, in derselben Aufmachung und Reihenfolge. Auf dem Dorfplatz bei der Linde angekommen, stößt der Anführer ins Horn, die Musik spielt, der Graue heimst mit Eselsgeduld die Schläge ein, das Hinneravürfroueli rennt herum, das Hochzeitspaar tanzt. Ein mit einer Schnarre bewaffneter Bursche versucht, den teils aus Freude, teils aus Angst kreischenden Kindern Schrecken einzujagen, während die größeren Buben versuchen, das Hinneravürfroueli durch ein gestelltes Bein zu Fall zu bringen. Zur gleichen Zeit rasseln die Sammelbüchsen. Die Verkleideten betteln mit verstellter Stimme um eine milde Gabe zur Deckung der «Unkosten». Darauf tritt Ruhe ein, der «Herr Pfarrer» hält die Leichenrede auf das alte Jahr, die, je nach vorhandener Gehirnschubstanz beim Darstellenden, witzig, bissig, banal oder auch ganz blöd ausfallen kann.

Dann geht dieser Zug von einem Dorfwirtshaus ins andere. Nach altem Brauch hat der Anführer den Wirt zuerst in allem Anstand um die Erlaubnis zum Eintreten zu fragen. Lautet die Antwort des Wirtes günstig, dann gibt die Trompete des Anführers erneut das Zeichen als Auftakt des nämlichen Spiels. Nach Beendigung des Dorfrundganges, gegen halb elf Uhr ungefähr, verschwindet der ganze Zug irgendwo im Dunkel der Nacht, und die Beteiligten schicken sich an, die «Unkosten» zu machen.

Hinsichtlich seiner zeitlichen Ausdehnung steht das «Trychlen» im Oberhasli einzig da. Es beginnt am Tag nach Weihnachten, oft schon in der ersten Stunde. In Gruppen ziehen tags die Schulbuben durch die Dörfer, und nach dem Einnachten die Erwachsenen, welche die ganze Nacht hindurch umherziehen, um am frühen Morgen wieder von den Buben abgelöst zu werden. Dabei ist bei den erwachsenen Trychlern das Alter nicht limitiert. Es gehen oft eingefleischte Trychler mit, die sechzig und mehr Lenze zählen.

Das Trychle endet mit dem «Übersitz», der auf den Tag vor dem Altjahrsabend fällt. Trifft es Silvester auf einen Sonntag, dann findet der Übersitz vom Freitag auf den Samstag statt.

Wie in Laupen, so gehen auch die Haslerbuben schon beim Einwintern von Haus zu Haus, um sich eine Treichel oder eine Kuhglocke zu sichern.

Das Trychle in einem Trychelzug bedingt ein von einigen Tambouren angegebenen besondern Rhythmus, der für die geübten Trychler nicht einmal das Führen der Glocken oder Treicheln notwendig macht. Er kann seine Hände ruhig in die Hosentaschen stecken und mit den Hüften in einem

mäßigen Marschtempo so «weiggen», daß die nach beiden Seiten baumelnde Glocke im richtigen Takt mitschwingt.

Meister in diesem Fach sind die Williger, während in Meiringen wegen der vielen Zugezogenen die alte Tradition schon am Aussterben ist.

Zu einem Trychelzug gehören nur wenige Trommler, vier bis sechs, die lediglich den Rhythmus anzugeben haben. Die Hauptsache bleiben Treicheln und Glocken. Auch hier kennt man eine Rangordnung, und zwar werden die Glocken gemessen. Die größten kommen mit den Treicheln zusammen hinter den Trommlern an den Anfang des Zuges. So kann es bei einem Buben zug vorkommen, daß die kleinsten Knirpse mit den größten Glocken vorangehen. Durch diese Anordnung erhält der Trychelzug seine eigenartige Charakteristik: die dumpfen Töne mit den Trommeln zusammen, die von immer hellerem Klingen abgelöst werden.

In Willigen verkleiden sich am zweiten Abend die Buben als Paar, das, getrennt vom Trychelzug der Knaben, mit einem Säcklein von Haus zu Haus geht und Gaben in natura und Geld für die Trychler einsammelt. Die gesammelten Schätze werden dann von Zeit zu Zeit unter den Buben verteilt.

Irgendwo soll noch ein altes Trychelreglement existieren. In diesem sei genau angegeben, wie das Trychlen kunstgerecht betrieben werden soll. Ferner sei darin vorgeschrieben, daß jeder Zug zwanzig Schritt vor und nach dem Hause, in welchem sich ein Toter oder Schwerkranker befinde, den «Challen verhan» müsse.

Eine Revue recht unterschiedlicher Trychelzüge marschiert am Abend des Übersitzes aus den umliegenden Dörfern nach Meiringen und erfüllt dieses Dorf mit ihrem Schellen, dazu taucht da und dort unvermutet aus dem Dunkel die Schnabelgeiß auf, den Kindern Schrecken in die Glieder jagend. Lawinenartig kommt es aus den Gassen heraus mit diesem undefinierbaren Klang, fast ein wenig unheimlich, heidnisch seltsam; eindrücklicher fast als der Basler Morgenstreich ist dieses uralte Trychlen.

Früher war es nicht Brauch, sich für diese Züge zu maskieren. Heute ist es hauptsächlich in Meiringen schon fast an der Tagesordnung, daß sich die Trychler mit allen möglichen und unmöglichen, vorab weiblichen Kleidungsstücken und billigen Warenhauslarven maskieren. Berücksichtigen wir noch, daß diese Burschen das Trychlen auch nicht mehr beherrschen, dann macht ein so aufgezogener Zug eher einen lächerlichen und dekadenten Eindruck.

Hier böte sich den Trachtenleuten, die sich ja auch um unsere Bräuche zu kümmern haben, dem Verkehrsverein und traditionsverbundenen, eingefleischten Trychlern eine gute Gelegenheit, ihre Ideen in die Tat umzusetzen. Noch gibt es in der Gegend, namentlich in Willigen, genug Trychler, die ihre Kunst den Anfängern und Auswärtigen beibringen könnten, ohne daß dafür ein spezieller Kurs organisiert werden müßte. Man trychelt ja über mehrere Tage und Nächte und könnte in einer der ersten Instruktionen erteilen und den Zügen die nötige Zahl von Trommlern zuteilen. Wenn es nicht mehr ohne

Verkleidung gehen will, dann soll sie echt sein. Fast jeder Hasler weiß ja mit dem «Schnätzwärczüg» umzugehen, um sich eine möglichst schauerliche Fratze zu schnitzen, oder dann wären die Könner ja in nächster Nähe! Für sie würden sich da herrliche Möglichkeiten bieten. In hundert Jahren ist dann auch eine heute angefertigte Holzmaske alt! Es genügte hier, wie in Laupen, eine fellbekleidete und maskierte Gruppe am Anfang. Der Anführer des Zuges steckt ja gewöhnlich in einem Bärenfell, dann würde die oben erwähnte Gruppe mit den Trommlern und dem Obmann der Trychler folgen. Die Trychler selbst sollten wenn möglich weiß gekleidet sein, entweder alle mit oder ohne Masken, aber nicht aus dem Basar. Das alles nur, wenn es absolut nicht mehr gehen will wie früher: unmaskiert.

Dann sollte eine gemeinsame Zeit zum Beginn des Trychlens festgesetzt werden, nicht die erste Stunde des zweiten Weihnachtstages, in der fromme Leute noch aus der Weihnachtsstimmung getrychelt werden.

Es wäre schade um den schönen alten Brauch, würde er so ausarten, daß man ihn dann deshalb mit Leichtigkeit verbieten könnte. Es wird niemandem einfallen, einen sinngemäß organisierten und aufgezogenen Brauch verbieten zu wollen; im Gegenteil, in Laupen finden sich seither alljährlich Hunderte von Zuschauern ein, und wer fährt nicht zum Morgenstreich nach Basel? Weshalb sollte eine nach altem Brauch sich abspielende Trychelnacht vor dem Übersitz nicht auch Besucher anlocken, dieses einzigartige Schauspiel anzusehen?

Der Silvesterabend im Oberhasli ist dann ausgesprochen still. Man sitzt zu Hause am Familientisch, schneidet eine frischgebackene Züpfe an und trinkt dazu ein Glas Glühwein, hört sich um Mitternacht das Ein- und Ausläuten an — «und de isch Fyrabe»!

Nicht anders geht es durchwegs im Bernbiet auf dem Lande. Man silvestert im Familienkreis. Wer es dort einfach nicht aushält, setzt sich ins Wirtshaus zu einem «Vierspänner», wenn der Wirt nicht einen «Ramset» angesetzt hat.

Bis in die neueste Zeit nannte man im Bernbiet die Altjahrswche «Ramsetwoche», weil in dieser das «Ramsen», ein Spiel mit Jaßkarten um Geräuchertes und Würste, gestattet war. In dieser Woche waren alle Polizeistunden aufgehoben, und wer wollte, konnte in der Altjahrswche jeden Tag Freinacht machen.

Das neue Gesetz über das Gastwirtschaftsgewerbe von 1938 hat dieses Privileg aufgehoben und nur noch die Silvesternacht als allgemeine Freinacht belassen. Wer also im Kanton Bern in der Altjahrswche über die Polizeistunde hinaus ramsen will, muß sich um eine Freinachtbewilligung bemühen.

In der Reihe der Glücksspiele können wir das Lottospiel ebenfalls zu den Altjahrbräuchen zählen, war es doch früher nur am Zibelemärit und am

Silvester bräuchlich und gehört jetzt als stadtbernerische Spezialität ins ausklingende Jahr.

Dieses Glücksspiel zur Speisung der ewig hungrigen Vereinskassen ist aus dem Jura über Biel zu uns gekommen.

In der Dezember-Versammlung 1902 brachte der Präsident Masson des Bürgerturnvereins den Vorschlag zur Prüfung ein, ob der Verein «zur Speisung der Kasse» nicht auch ein Lotto durchführen wolle, wie dies in Biel vom Stadttturnverein gemacht werde. Im Oktober 1903 wurde der Beschluß gefaßt, am Zibelemärit und am 5. und 6. Dezember ein Lotto zu veranstalten. Eine spezielle Lottokommission wurde bestellt. Diese in der Bauernstube des Café Merz durchgeführten Anlässe dürften zu den ersten dieser Art in unserer Stadt gezählt werden. Ein Jahr später wurde das Bürgerturner-Lotto am 19. und 20. November, 3., 4., 10., 11. und 17. Dezember im Café Merz abgehalten. Anfänglich sind diese Lotto hauptsächlich als Vereinsanlässe durchgeführt worden, die nur im Vereinsblatt angekündigt waren.

Die ersten öffentlichen Ankündigungen erschienen im Anzeiger für die Stadt Bern im Jahre 1910. So ist dort am Zibelemärit ein großes Lotto im Maulbeerbaum angekündigt, das offenbar der Wirt organisierte, und zu dem «jedermann Zutritt» hatte. Ebenfalls am Zibelemärit führte der Bürgerturnverein sein Lotto im Hotel National durch. Am Samstag und Sonntag vorher wurde das Lotto des Textilarbeiterverbandes Felsenau in der Äußern Enge abgehalten. Auf den 10. Dezember kündigte der Turnverein Lorraine-Breitenrain für diesen Tag das einzige Lotto in der Stadt im Café du Nord an, das eine Woche später ebenfalls als das einzige öffentlich angekündigte im Café Helvetia an der Spitalackerstraße wiederholt wurde. Am Silvester und am Neujahrstag konnte man das Lotto des Feuerwehrvereins im Café Warteck besuchen, das am Neujahrstag von nur einem einzigen, dem der Genossenschaft Fortuna im Café Linsmayer, konkurrenziert wurde, da der zweite Spieltag der Genossenschaft auf den Bärzelitag angesetzt war.

Aus diesen Anfängen hat sich im Laufe der Zeit von Mitte November bis Mitte Januar eine wahre Lotto-Sintflut herangebildet.

Der Wirt, in dessen Lokal ein Lotto durchgeführt wird, ist verpflichtet, eine Freinachtsbewilligung zu verlangen, der Veranstalter hat die Pflicht, die einzelne Karte nicht teurer als zu Fr. 1.— zu verkaufen und über jeden Gang Rechnung zu führen, sonst sind außer den Gebühren und Abgaben keine Vorschriften einzuhalten, und es ist nicht vorgeschrieben, in welchem Verhältnis die Summe der ausgerichteten Preise zu den Einnahmen zu stehen hat. Um die Kasse zu schonen, werden jeweils Freunde und Gönner des Vereins sowie die bernischen Geschäftsleute zum Stiften von Gaben «eingeladen»; eine Unsitte, der sich die Geschäftsinhaber nicht immer durch ein Nein entziehen können.

Es gibt heute kein Vereinli, das nicht sein Lotto in einer Quartierwirtschaft hätte, und keinen Großverein, der sein Lotto nicht «in sämtlichen

Räumen» inklusive Garderobe und Korridor mit Lautsprecheranlage und «maximalen» Preisen in einem ersten Restaurant durchpeitschen würde! So kam es, daß an einem einzigen Samstag des letzten Jahres 35 bis 40 verschiedene Lottos gezählt wurden.

Wer untersucht, ob nicht letzten Endes das Ramsen, Lötterlen und das Bleigießen in der Silvesternacht von ein und demselben Dämon in uns selbst suggeriert werden?

Wem das Glück wohlgesinnt ist, dem kalbert der Scheitstock, der gewinnt mit einem einzigen Fränkli eine kapitale Hamme mit dem Garantiezeichen einer angesehenen Metzgerei. Zahlreicher jedoch sind jene, die das Glück erzwingen wollen und mit den paar letzten Fünfernoten ein Päckli Ovosport oder eine Knorrwurst gewinnen, den so teuer erkauften Gewinn auf dem Heimweg verlieren und dann in der Altjahrsnacht mit Blei ein schmunzelndes Vereinskassier-Gesicht gießen!

Deshalb gibt es ebenso viele Männer wie Frauen, die jeder kommenden Lottoperiode sorgenvoll entgegensehen; denn man kennt seine Pappenheimer. Des weitern gibt es verantwortungsbewußte Stadtväter, die hier von Mißbrauch reden, und sie können Beispiele anführen, die einleuchtend genug sind, um zur Erkenntnis zu gelangen, daß das in dieser Hinsicht zu üppig wuchernde Gestrüpp mit dem Buschmesser gelichtet werden muß. Alles ist sich klar, daß dieser Brauch auf irgendeine Art am grünen Tisch in gemäßigte Schranken gewiesen werden sollte. Auf welche Art und Weise das geschieht, wird uns die Zukunft lehren.

Wer befürchten muß, sich am Altjahrsabend zu Hause unter Umständen langweilen zu müssen, der hat die Möglichkeit, an einer «extra für unsere Kunden arrangierten» Silvesterfeier mitzumachen, eng zusammengepfercht, wo mit dem Mitternachtsschlag eine Reihe der niedlichsten Kaminfeger mit der neuen Jahrzahl und einem rosaroten lebenden Schweinchen erscheint, doppeltes Glück symbolisierend; das goldene Zeitalter verheißend, das je nach der Feinheit des Lokals «köstlich» oder «noch köstlicher» zu stehen kommt.

Auch hier entwickelt sich neuer Brauch. Vor 40 Jahren finden sich die Anzeigen von solchen Silvesterfeiern ganz vereinzelt in der Zeitung, und dies Jahr werden sie wiederum Seiten füllen.

An den Platz der umziehenden Altjahrs- und Heischliedersänger sind die verkleideten und rußgeschwärzten Knirpse getreten, die Schlager singend von Wirtschaft zu Wirtschaft ziehen, um ein paar Batzen für Kaugummi oder Zigaretten zu ergattern.

Unaufgeboden versammelt sich alljährlich in der Altjahrsnacht auf dem Münsterplatz eine unübersehbare Menge, um dem Glockengeläute zu lauschen, welches das alte Jahr verabschiedet. Dann schlagen die Turmuhren die letzte Stunde des Jahres, ein Gejohle entsteht, oben auf der Terrasse winkt der Türmer mit seiner Laterne, Glückwünsche werden ausgetauscht und manch

ein «Schüüchbüntel» kommt unversehens zu einem Müntschi, dieweil alle Glocken froh das neue Jahr begrüßen.

Ähnlich geht es auch in den vielen Familien, die zu Hause im kleinen Kreise feiern, in Mäntel gehüllt frierend am offenen Fenster oder auf dem Balkon stehen und sich so beim «Lose, wien es y- und uslüttet» den ersten Schnupfen des Jahres holen.

Größer ist die Zahl derer, die den Altjahrsabend zu Hause verbringen, fern vom lauten Massenbetrieb, bei denen beim Anhören des Geläutes noch etwas mitschwingt, sei's nun Freude oder Wehmut, denen die ehernen Stimmen aus den Türmen jubelnden Sieg über finstern Dämonenkult bedeuten.